

Innovation – in der Praxis, in der Theorie und im Studium



Können Theorien Innovationen auslösen? Was bedeutet Innovation eigentlich in der Praxis Sozialer Arbeit? Und inwiefern hängt das mit der Gestaltung der Studiengänge zusammen? Was hat die Umstellung auf Digital im vergangenen Jahr mit der Lehre gemacht? Darüber diskutierte Michel Böwer in einer Videokonferenz mit drei seiner Kollegen unterschiedlicher Generationen und Ausrichtungen: Hans Thiersch, Martin Klein und Sascha Neumann.

Michael Böwer: In der Vorbereitung auf unser Gespräch habe ich eine Reihe von Expert_innen der Sozialen Arbeit gefunden, die Innovation mit Sozialer Arbeit koppeln. Karin Böllert, Gaby Flösser und Hans-Uwe Otto (1991) beschreiben in einem empirischen Projekt zu Großstadtjugendämtern »Sozialarbeit zwischen Routine und Innovation«. Roland Merten titelt (2002) »Sozialraumorientierung zwischen fachlicher Innovation und rechtlicher Machbarkeit« und Franz Hamburger meint: »Das sozialpädagogische Handeln steht nicht außerhalb der Lebenswelt, die es stabilisiert und gleichzeitig verändert. Die Sozialpädagogik ist innovativ.« (2003, S. 73). Andreas Schröder stellt in unserem Einführungsbeitrag fest, dass Innovation »kein genuin sozialpädagogischer Begriff« sei. Wie sehen Sie das?

.....

»Erneuerung und Veränderung wozu oder wohin?«

.....

Hans Thiersch: Innovation ist ein weiter Begriff. In den genannten Beiträgen changiert er zwischen dem, dass Soziale Arbeit bei Adressat_innen auf Veränderungen in den Lebensverhältnissen hinzielt, und dass Soziale Arbeit sich in sich selbst, in ihren Strukturen und in ihren Handlungsmustern verändert – oder sich auch erneuern muss. Man sollte den Innovationsbegriff vielleicht darauf beschränken, dass Institutionen und Organisationen sich erneuern oder verändern müssen. Die Veränderung der Lebensverhältnisse als das Geschäft der Sozialen Arbeit kann man vielleicht mit anderen Begriffen besser und selbstverständlicher fassen.

Gesetzt den Fall, man würde diese Einschränkung mitmachen, dann bleibt, dass Innovation ein sehr formaler Begriff ist. Und die Frage ist: Erneuerung und Veränderung wozu oder wohin? Und: Veränderung in welchem Rahmen? Ist es eine technische Veränderung, wie jetzt die Einführung der neuen Medien? Ist es eine organisationelle Veränderung, also eine Durchstrukturierung? Das war ja etwas, was in den letzten Jahrzehnten sehr im Vordergrund stand. Oder ist es eine Veränderung im Blick auf Ziele einer besseren Kommunikation, eines angemesseneren Eingehens auf die Adressat_innen, einer besseren Problembearbeitung? Also, man muss sagen, in welchem Zielhorizont man Veränderung meint. Institutionen müssen sich verändern, müssen angemessen bleiben, müssen unbeabsichtigte Nebenwirkungen angehen und aufnehmen.

Ich denke, dass es dazu dann immer auch Anforderungen aus dem gesellschaftlich weiteren Kontext oder aus alternativen pädagogischen Unternehmungen gibt – es sozusagen ein Zusammenspiel von dem ist, was in der Gesellschaft notwendig scheint und dem, was in die Institution hinein übersetzt und in den Regeln der Institution dann auch angegangen und realisiert werden kann.

.....

»Ich fremdele etwas mit dem Begriff der Innovation.«

.....

Sascha Neumann: Mein Ausgangspunkt ist ähnlich. Ich fremdele etwas mit dem Begriff der Innovation. Wenn wir diesen Begriff jetzt einführen in unsere Fachdiskussion: Was gewinnen wir damit und was können wir damit besser umschreiben und verstehen? Der Begriff ist ja eine eher etwas technokratische Bezeichnung für etwas, was man mit einem alternativen Begriff auch Transformation nennen könnte, gerade wenn es um Bildungsprozesse und um die Veränderung von Adressat_innen geht, etwa, wenn ich an Arbeiten von Hans-Christoph Koller zu Bildung als Transformation des Selbst- und Weltverhältnisses denke. Wenn wir den Begriff Innovation nutzen möchten, dann vielleicht am ehesten mit Blick auf das Verhältnis von Institutionen bzw. Organisationen und sozialem Wandel – und wie diese ihn verarbeiten. Wenn wir einen Begriff finden wollen, um die Geschichte Sozialer Arbeit besser zu verstehen, wenn es um Transformation geht und den Anteil Sozialer Arbeit daran, dann würde ich diese als Instanz gesellschaftlicher Modernisierung charakterisieren wollen, die immer auch ihre disziplinierenden und

kontrollierenden, vielleicht konservativen Anteile hat. Die Soziale Arbeit hat aber gleichzeitig immer wieder dazu beigetragen, das Freiheits-, Gleichheits- und Demokratieversprechen der Moderne einzulösen. Wenn es um den Beitrag Sozialer Arbeit zur gesellschaftlichen Modernisierung geht, bin ich bei der Nutzung des Begriffs der Innovation eher skeptisch. Das ist ähnlich wie beim Begriff der Reform. Auch dies ist ja ein technokratischer und politisch-administrativer Begriff, den man auch dem Begriff der Revolution gegenüberstellen kann. Und ich denke, die letzten zwei, drei Jahrzehnte haben auch gezeigt, aus welcher Ecke solche Begriffe wie Innovation und Reform verstärkt genutzt werden. Das sind Begriffe moderner, neoliberaler Governance, mit denen man verdeutlichen will: Man verändert etwas! Zugleich aber geschieht dies häufig, ohne dass sich wirklich etwas ändert – zumindest, was gesellschaftliche Verhältnisse und Konflikte angeht. Deswegen bin ich sogar eher misstrauisch gegenüber solchen Begriffen (lächelt ironisch).

.....

»Ich musste feststellen, wie schlicht die Betriebswirtschaftslehre häufig im Vergleich zur Komplexität in der Sozialen Arbeit ist.«

.....

M.B.: Und dennoch geht es doch auch sehr ums Handeln in der Profession – will Soziale Arbeit doch »das Neue«: Als Praxis Menschen aus einer Lebenskrise heraus begleiten. Als Forschende wollen wir Neues herausfinden. Wir sind neugierig. Wir alle stehen morgens auf, in dem immer Gleichen und gehen dann, wie Luhmann meinte, wie wir aufstehen und in den Regen da draußen gehen, zum

Beispiel im Kinderschutz, ein Risiko ein. Martin (Klein): wie sieht man das als Professionsangehöriger mit einem Sozialmanagementprofil?

Martin Klein: Ich kann das Spannungsfeld gut nachvollziehen. Als Sozialarbeiter habe ich BWL studiert, um zu lernen, wie das mit dem Geld funktioniert, dass es in der Sozialen Arbeit angeblich nicht gibt. Dabei musste ich feststellen, wie schlicht die Betriebswirtschaftslehre häufig im Vergleich zur Komplexität in der Sozialen Arbeit ist und wie sich das Menschenbild unterscheidet. Was mich am Begriff der Innovation stört, ist die inflationäre Verwendung. Und es geht immer wieder nur auf Schumpeter zurück, so scheint es. Aber die Entwicklung des Begriffs hat Francis Bacon mit seinem Essay Of Innovations 1625 geprägt, der im Sinne eines neuen Wissenschaftsverständnisses sagt: wir müssen hinter die Dinge gucken, wir müssen schauen, wie man etwas belegen und darstellen kann. Im Bereich des wissenschaftlichen Denkens bedeutet dies das Erheben von Daten und Fakten, von Wirklichkeit. Danach erst kam Schumpeter und hat das anhand wirtschaftlicher Entwicklungen und verschiedener Varianten aufgezeigt. Und darauf rekurriert jeder und sagt: alles muss erneuert und modernisiert werden – bis hin zur schöpferischen Zerstörung. Das ist sehr ökonomisch gedacht. Interessanter ist, was wir in der Sozialen Arbeit damit machen: in der Zusammenarbeit mit Adressat_innen in schwierigsten Lebenslagen mit vermeintlich wenig Ressourcen müssen Fachkräfte der Sozialen Arbeit immer wieder versuchen, im Konjunktiv zu denken. Wie können wir neue Möglichkeiten finden? Wie können wir an den Rändern des Möglichen schauen? Was kann un-

terstützen oder helfen? In Familien, die sehr belastet sind, gemeinsam zu schauen, gemeinsam etwas zu entdecken, Netzwerke aufzubauen, einen neuen Alltag zu gestalten. Das ist das, was Innovation in der Sozialen Arbeit ausmacht. Und nicht nur der technische Begriff. Das gibt es sicher auch, zum Beispiel, wenn ein neues Angebot entwickelt wird. Für mich ist der Begriff aber grundlegender und damit eng mit der Wissenschaft verbunden. Da wird es interessant: wie kann ein Theorie-Praxis-Transfer gelingen? Und darin ist eine ganze Menge Potenzial enthalten.

H.T.: Ich würde ausgehen von den Möglichkeiten des pädagogischen Handelns. Die zielen auf Veränderungen in den Lebensverhältnissen. Und die Frage ist: wie müssen darauf hin die pädagogischen Handlungsmuster und Institutionen verändert werden? Rahel Jaeggi hat in der Frage nach gesellschaftlichen Veränderungen in eine interne und eine externe Kritik unterschieden. Eine interne, die nach unbeabsichtigten Entwicklungen, Schwierigkeiten fragt und guckt, wie die Institution besser organisiert werden kann aus den Problemen, die in der Institution deutlich werden. Und eine externe, die von irgendwelchen normativen Setzungen aus kommt und von dort aus fragt, ob die Institutionen dem gerecht werden. Jaeggi setzt dem den Begriff der immanenten Kritik entgegen, indem sie sagt: es kommt darauf an, in den Vollzügen in der Institution die Brüche und Schwierigkeiten zu sehen, in denen sie selbst auf Besseres, auf gelingendere Strukturen hin angelegt sind, die aber aus ihnen heraus und in den in ihnen angelegten Konflikten und Spannungen entwickelt werden müssen und nicht von außen einfach draufgesetzt werden dürfen oder nur aus internen Organisationsverläufen abge-

leitet werden können. Dass man also ein Spiel in den Institutionen zwischen dem Gegebenen, dem Möglichen, dem Verdrängten, Unterdrückten und dem vielleicht doch dagegen Durchzusetzenden initiiert. Das scheint mir deshalb so gut, weil es voraussetzt, dass ich in den Institutionen mit deren Verständnis arbeiten muss und es trotzdem kritisch hinterfragen und es in andere Horizonte hineinsetzen muss.



»Braucht es die Kritik und die Korrektur eigener Welt-sicht, die die Institution und Organisation voran-bringt?«



M.B.: Damit sind wir bei einem Thema, das den im Oktober verstorbenen Hans-Uwe Otto bewegt und beschäftigt hat: Professionalität. In dem schon angesprochenen Band zum empirischen Projekt in Großstadtjugendämtern, vielleicht gerade spannend, wenn man auf heute wieder aufkommende Tendenzen einer eingriffsorientierten Jugendhilfe schaut, schreibt er 1991 gemeinsam mit Karin Böllert und Gaby Flösser: »Wissen und Handlungskompetenz sind in ihrer notwendigen Entwicklung prinzipiell nicht nur an eine öffentliche Akzeptanz über Statusgewinn und Alimentierungssysteme zu binden, sondern an eine Reorientierung der Bestimmung der eigenen Professionalität als eine Verknüpfung systematisch/analytischer und strategisch-funktionaler Elemente« (ebd., 189) – um dann dort zu schließen: »Nur in der ›radikalen Verklammerung‹ liegt eine realistische Entwicklungschance, den institutionalisierten Interventionsduktus der Jugendhilfe professionell aufzulösen, um zu einem tragfähigen

Fundament für eine präventive soziale Arbeit zu gelangen, die in einer strukturellen Betrachtungsweise ihrer Problemfelder auch die Korrektur ihrer eigenen Welt-sicht betreibt.« Was bedeutet das heute? Braucht es die Kritik und die Korrektur eigener Welt-sicht, die die Institution und Organisation voranbringt? Wie kann man so einen Anspruch, den Hans-Uwe Otto verfolgt hat, im Studium vermitteln?

S.N.: In den Ausführungen schimmern zwei Begriffe durch, deren Bedeutung im Verhältnis zu Innovation wir klären müssten. Das eine ist Reflexivität, im Sinne reflexiver Professionalisierung. Und das andere ist der Begriff der Kritik, der eine lange Tradition in der Sozialen Arbeit hat. Diese Tradition ist derart ausgeprägt, dass ich auch mal geschrieben habe, Kritik sei in der Sozialen Arbeit schon fast habituell geworden, eher ein Reflex als ein Zeichen von Reflexivität. Nicht, um damit zu sagen, Kritik sei unbrauchbar, sondern um darauf aufmerksam zu machen, dass wir uns nochmal bewusst mit unserem eigenen kritischen Habitus ins Benehmen setzen, ihn vielleicht reaktivieren müssen und nicht einfach Kritik formulieren, weil es recht und billig ist.



»Und ich glaube, in der Sozialen Arbeit passiert Innovation.«



Und wenn wir Innovation als Begriff dazu nehmen, dann steigt die Wahrscheinlichkeit, dass wir uns selbst eher gezwungen sehen, behaupten zu können, wir seien innovativ, als ginge es nur um Innovation um der Innovation willen. Und ich glaube, in der Sozialen Arbeit passiert Inno-

vation – auf den eben angeklungenen Ebenen. Aber das geht von einer anderen Grundmotivation aus. Nämlich nicht vom Willen zur Innovation, sondern vielleicht eher von dem Willen zur Kritik und von einer gewissen Reflexivität, die vermittelt wird über wissenschaftliche Wissensproduktion in enger Verbindung mit dem Studium. Also einerseits: von den Theorien, über die wir verfügen, die sich etabliert haben, an denen wir glücklicherweise auch immer noch basteln. Die nicht nur archiviert sind fürs Gedächtnis, sondern an denen wir uns auch immer noch abarbeiten.

.....
»Und vielerorts bleibt's ja auch oft nur bei Kritik.«

.....
Und wir haben diese starke Neigung zu Kritik und Kritikfähigkeit auch im Studium fest verankert. Das ist ein Element, das keinen bestimmten curricularen Ort hat, sondern ein transversales Prinzip darstellt. So würde ich das idealerweise verstehen. Und daraus resultiert nun unter Umständen Innovation. Aber auch nicht zwingend! Kritik ist erst einmal das Gegenlesen der Verhältnisse vor dem Hintergrund ihrer besseren Möglichkeiten. Dabei kommt es nun darauf an, was ich erkenne und ob ich auch Handlungsmöglichkeiten für Veränderungen sehe. Und vielerorts bleibt's ja auch oft nur bei Kritik. Es kommt nicht zu Veränderung, weil das auch viel mehr Zeit und Beharrlichkeit braucht. Und Reflexivität wäre für mich die Figur, ein Stück weit zurückzutreten vom Alltäglichen, Routinehaften, auch in Organisationen der Sozialen Arbeit – in einer Art Münchhausiade. Das ist immer schwierig zu formulieren, weil es auch paradox ist: Aus dem je Ge-

genwärtigen zurückzutreten und es zu überprüfen im Lichte von anderen Möglichkeiten, die Theorie als Vision stiften kann. Wenn wir hier die Lebensweltorientierung als Beispiel nehmen, dann haben wir eine relativ erfolgreiche Theorie, die Themen zur rechten Zeit aufgegriffen und gewiss auch durch ihre Promotoren große Impulse für die Praxis gebracht hat. Sie ist auch ein Stück weit exzeptionell, weil wir nicht so viele vergleichbare Beispiele haben, denen wir das zuschreiben dürfen. Aber sie ist auch ein kritisch-normativer Horizont, um zu beurteilen, wo etwas vielleicht noch nicht umgesetzt ist, mit dem ich das Gegenwärtige darauf überprüfe, was daraus werden könnte. Und an dieser Stelle spielt auch fundierte Ausbildung eine Rolle. Und was wir in den letzten Jahren gegenüber den gut etablierten Theorieansätzen hinzugewonnen haben, ist empirische Forschung, die sich enorm diversifiziert hat und expandiert ist. Das ermöglicht auch Lehrformate, die früher schwieriger waren. Formate, mit denen wir tatsächlich Studierende heranzuführen können an praktizierte Praxis und nicht nur an fiktionale in Form von erdachten Fallbeispielen. Und zwar mit dem Ziel, diese Praxis auf den Prüfstand zu stellen: Was könnte hier, im jeweiligen Fall, anders sein? Was könnte man anders tun? Und das ist auch die Botschaft, die wir an Studierende senden sollten. Ich habe durchaus mit Argwohn beobachtet, dass wir eine Zeit lang eine Studierendengeneration hatten, die von der Hochschulausbildung vor allem Berufsfertigkeit verlangt hat, die nicht bereit war, das Moratorium des Hochschulstudiums zu nutzen, um zu sagen: Hier eigne ich mir Dinge an, zu denen ich später nicht mehr komme, aber die mir später helfen, eine andere Perspektive auf Praxis zu rich-

ten, als diejenige, die mir da von den routinisierten Professionellen im Feld als die einzig Mögliche verkauft wird. Und wenn ich Studierende adressiere und sage: Ihr seid später jene, die aus der Ausbildung rauskommen und für Innovation sorgen, weil ihr kritisch und reflexiv seid – dann ist das ein anderes Ausbildungskonzept, als wenn ich sage: Ihr sollt später, sobald ihr den Abschluss in der Tasche habt, vom ersten Tag an in der entsprechenden Organisation routinemäßig euren Dienst machen und die gewohnten Abläufe nicht zu stören. Das wäre eine andere Idee von Ausbildung in der Sozialen Arbeit. Ich kenne beides aus den verschiedenen Studiengängen, in denen ich gelehrt habe. Doch wenn man sagt, Soziale Arbeit leistet einen Beitrag zu gesellschaftlicher Modernisierung, dann hat das auch mit Generationenverhältnissen zu tun. Und dann ist es nachgerade auch zwingend, dass die nächste Generation etwas anders machen muss und will – und sich kritisch positioniert zu dem bereits Vorhandenen.

M.B.: Ich habe noch bei Burkhard Müller studiert und manchmal denke ich, was würde der jetzt sagen, von da oben von der Wolke? (schmunzelt) Vielleicht: Denke multiperspektiv! Und wenn Hans-Uwe Otto jetzt von dort oben sprechen würde: was würde der zu Innovation sagen? Herr Thiersch, Sie kennen ihn sehr lange.

.....
»Wir haben keine Studiengänge, die sich die Zeit lassen.«

.....
H.T.: Ich denke, da wäre er sehr leidenschaftlich! Dass natürlich Professionalität eine gesellschaftlich fundierte, kritische Aktivität ist. Und

dass das eigentlich vorantreibende Moment der Sozialen Arbeit ist. Die Fähigkeit, die Verhältnisse, die Weltverhältnisse kritisch zu sehen und zu überlegen, wie darin eine selbstkritische Soziale Arbeit aktiv werden kann. Das ist das Eine. Aber ich denke, wenn Sie nach Professionalität fragen, dass solche Professionalität gelingt, hat auch ganz generelle Voraussetzungen. Und die unterschlagen wir in der Sozialen Arbeit immer. Wenn ich Sozialarbeiter vergleiche mit Pfarrern, Mediziner und Juristen, dann ist das, was als erstes auffällt, dass wir kein Referendariat haben. Das heißt, dass die anderen praktischen Berufe davon ausgehen, dass man zwei Akzentsetzungen in zwei Phasen braucht: eine die eher auf Theorie und Forschung und die beispielhafte Praxis zielt und eine auf die Erfahrung und Übung in der Praxis selbst. Und ich sehe darin eine ausgesprochene Unterprivilegierung oder gesellschaftlichen Nachholbedarf der Sozialen Arbeit, dass wir keine Studiengänge haben, die sich die Zeit lassen. Damit man nach der Theorie, die man studiert, und den Forschungsprojekten, in die man eingebunden ist, auch Zeit hat, dies allmählich in die gemeine Routine einer gemeinen Praxis umzusetzen. Das ist für unsere Studierenden umso belastender, wenn ich das so sagen darf, weil wir in einer barbarischen Art und Weise davon ausgehen, dass sie gleich nach dem Studium in der Praxis Verantwortung übernehmen können. Wenn mir meine Enkelin aus der Medizin berichtet, wie sie im Studium und dann danach durch die verschiedenen Stationen durchkommen, und so die Breite ihres Faches und sich selbst in immer neuen Situationen selbst zu erfahren, dann sind unsere Studierenden in einer traurigen Weise benachteiligt. Und sind eben, wie man früher ge-

sagt hätte: *clerus minor*. Also ein Beruf, der gesellschaftlich weniger honoriert – und in den gesellschaftlich weniger investiert wird, als in andere Berufe. Das ist das Eine. Und das Andere, scheint mir, dass wir innerhalb des Studiums sehen müssen, härter die Tendenzen gegeneinander zu setzen. Es braucht zum einen Theorie und Forschung, damit man oberhalb der Praxis auch Weite hat und damit man auch Inspiration aus den weiteren gesellschaftlichen theoretischen Kontexten hat. Es braucht auf der anderen Seite aber auch Übung in der Umsetzung von theoretischem und forschungsgestütztem Wissen in die Praxis. Also Kasuistik. Und das bedeutet ja nicht: Anwendung von etwas, was man gelernt hat. Sondern: Umsetzung in eine andere Handlungslogik. Die Logik von Forschung ist eine andere, als die Logik von Praxis. Und die Logik von Theorie ist eine andere als die von unmittelbarer Praxis. Und es scheint mir notwendig zu sein, das man die Umsetzung, die Transformation übt.



»Die Zukunft der Sozialen Arbeit liegt sehr viel mehr in der Arbeit mit Anderen.«



Mein Traum wäre – also wenn ich heute noch planen dürfte – dass die Studiengänge so organisiert wären, dass eine Achse mit einer jeweils verbindlichen Kasuistik durch alle Semester ginge. Damit man immer wieder diesen Umschlag übt, der eigentlich Professionalität heißt: Professionalität als Fähigkeit, wissenschaftliches und erfahrungsgesättigtes Wissen in die je konkrete Situation des Handelns umzusetzen. Und ein Drittes wäre: dass man im Studium die Weite Sozialer Arbeit erkennen kann. Also nicht nur die Ar-

beit mit Adressat_innen im unmittelbaren Umgang, sondern vor allen Dingen auch die vielfältigen unterstützenden und beratenden Aktivitäten zum Beispiel in Selbsthilfeorganisationen, in Institutionen, in Kooperationen. Ich denke, dass die Zukunft der Sozialen Arbeit sehr viel mehr in der Arbeit mit Anderen liegt, die sich auch mit sozialen Problemen beschäftigten. Mit Bürgern, Eltern, anderen Professionen – und nicht so sehr in der unmittelbaren Adressat_innenarbeit. Es ist wichtig, dass man in der Ausbildung diesen Horizont aufmacht zwischen der Arbeit mit den Adressat_innen und der weiteren Arbeit im weiteren Feld der sozialen Probleme, mit den Organisations-, Beratungs-, Supervisions- und Managementproblemen, die sich da ergeben.



»Wir müssen erstmal darauf achten und dafür kämpfen, dass wir die Standards, die wir haben, halten.«



Von daher scheint mir das Studium ein anspruchsvolles und auch hochkomplexes zu sein. Wenn nun aber der Bachelor zur Norm wird, ist das noch einmal wieder eine Verkürzung für diese schwierigen Aufgaben. Und es ist ein offenkundiges Problem Sozialer Arbeit, wenn sie zunehmend unterwandert wird von Studiengängen, die aus nur ökonomischem Interesse betrieben werden und in denen die wissenschaftlichen Standards noch weiter gesenkt werden und in denen das Ganze wieder zurückschlüpft in eine Methodenausbildung, in der man lernt, was man in bestimmten Situationen tun kann und mit dieser Sicherheit dann ins Feld geht – und dann ist für Innova-

tion, Kritik oder Reflexivität kein Raum mehr.

M.K.: Das passt ja sehr gut zu dem, was uns *Hans-Uwe Otto* in einem der Videointerviews gesagt hat, die Helmut Lambers und ich mit ihm, Ihnen und anderen im Projekt *theorien-sozialer-arbeit.de* geführt haben. Wir hatten gefragt, was er Studierenden Sozialer Arbeit zu Beginn ihres Studiums empfehlen würde. Und er hat gesagt: geht zu denen, die wirklich leiden – um eine Vorstellung von der Realität zu bekommen. Und wissenschaftliches Wissen sei das Nonplus-ultra. Und in der Verbindung hat er genau das gezeigt: Fachkräfte müssen die Praxis wahrnehmen und kennenlernen, möglichst frühzeitig, intensiv und so umfangreich, wie es geht.



»... geht zu denen, die wirklich leiden – um eine Vorstellung von der Realität zu bekommen.«



Gleichzeitig aber dann den Schritt zurückgehen, um es kritisch zu reflektieren und zu schauen, was bedeutet das? Woran kann das liegen? Damit man im Hamsterrad der Praxis nicht einfach weiterläuft. Sondern darüber nachdenkt: was könnte man verändern? Und ich erinnere mich daran, dass *Hans-Uwe Otto* gesagt hat: heute wird alles vermarktet, sogar das Spielen auf der Straße. Sogar das wird mittlerweile in irgendwelchen Hallen angeboten, damit es nicht irgendwie gefährlich sein kann (lacht). Und natürlich, um an Hans Thiersch anzuschließen: es gab ja an den Hochschulen für angewandte Wissenschaften lange Zeit das Anerkennungsjahr, das ich sehr sinnvoll fand. Denn die Studierenden sind teilweise schon sehr jung,

Einige fangen mit 17, 18 Jahren an und sind mit 20, 21 Jahren fertig. Das ist schon sehr früh. Wenn die Möglichkeit und vor allem der finanzielle Rahmen da wären, zehn Semester durchzusetzen, den Master als qualifizierenden Berufsabschluss zu machen, dann wäre das sehr nachvollziehbar. Ich glaube aber: es gibt den Druck, dass viele schnell fertig werden wollen. Es gibt viele Angebote, die zum Teil jegliche Standards über Bord werfen, von Holzakademien etwa, die mitbekommen haben: Studiengänge Sozialer Arbeit, das ist ein Markt. Wir müssen erstmal darauf achten und dafür kämpfen, dass wir die Standards, die wir haben, halten. Die Verlängerung des Studiums um ein oder zwei Jahre wird aus Sicht der Praxis, der Politik, aber auch aus Sicht vieler Studierenden derzeit nicht gewünscht. In den Hochschulen wird derzeit eher über Micro-Degrees und Badges diskutiert.

Es ist nicht wirklich vergnügungssteuerpflichtig, Theorien zu lehren. Viele Studierende wollen lieber Konzepte und Methoden kennenlernen. Was wir aber entdeckt haben: wenn bei uns Theoretiker_innen zu Gast waren, gab es immer einen Bezug der jeweiligen Kohorte zu dieser Person und ihren Ideen. Viele Studierende waren dann irgendwie anders bereit, sich einzulassen und sich in die Theorie zu vertiefen. Und das haben wir dann mit den aktuellen Möglichkeiten und der Technik kombiniert und Videointerviews zu den Theorien Sozialer Arbeit öffentlich zugänglich ins Netz gestellt. Das Feld der Digitalisierung ermöglicht einiges Neues. Wir sehen derzeit – da wir hier gerade ein Webgespräch führen, was wir vor einem Jahr noch nicht gemacht hätten – dass neue technischen Möglichkeiten und ein Bedarf zusammenkommen können und et-

was Neues ermöglichen. Der Aspekt des Datenschutzes muss dabei mit den Studierenden sehr kritisch diskutiert werden. Ich glaube, dass wir zurzeit viele Studierende haben, die gut in die Praxis gehen können, die aber dann natürlich auch immer weiterlernen müssen. Und wenn wir es schaffen, dass sie das Lernen lernen, haben wir schon eine ganze Menge geschafft. Und wenn sie dann noch eine gewisse kritische Haltung im Umgang mit personenbezogenen Daten mitbekommen, bin ich schon sehr zufrieden.

M.B.: Herr Thiersch, Sie haben ja auch in ihrer aktiven Hochschullehrerzeit in Tübingen schon die Technik des Campus-TV genutzt. Wenn wir noch ein letztes Mal den Begriff »Innovation« aufgreifen – im Sinn von Veränderung in Strukturen. Was braucht es zukünftig, worauf müssten wir uns bei den Theorien zukünftig konzentrieren? Was müssten wir mehr in den Blick nehmen? Wie können wir was besser verknüpfen? Wenn Sie in die Glaskugel gucken, in zehn Jahren, wo stehen wir da – möglichst?



»Es braucht eine Ausgewogenheit zwischen digitaler Präsentation und realer Präsenz, um zu diskutieren.«



H.T.: Ich habe mit den Vorlesungen damals spannende Erfahrungen gemacht, indem ich die Vorlesungen, so wie man sie sehen kann, vorausgesetzt habe, dann aber die volle Veranstaltungszeit benutzt habe, um darüber zu diskutieren. Und das war zum Teil sehr spannend. Und ich denke, es wäre für die Zukunft hilfreich, wenn wir für mehr Themen diesen doppelten Zugang entwickeln

würden. Dass es Materialien gibt, die verfügbar sind, die man Zuhause betrachten und durchstudieren kann, und über die wir dann Zeit haben, zu diskutieren. Also ich denke, es braucht eine Ausgewogenheit zwischen digitaler Präsentation und realer Präsenz, um zu diskutieren. Wenn das möglich wäre, würde das ja ein altes Studienideal erfüllen können: Dass man im Gespräch miteinander auch wirklich an den Schwierigkeiten arbeiten kann und dass man Zeit hat, individualisierend auf das einzugehen, was an den Texten noch schwierig und mühsam ist. So herum könnte ich mir auch in der jetzigen Corona-Zeit vorstellen, dass das ein Anlass ist, noch einmal neu darüber nachzudenken, wie man das Verhältnis von verfügbarem Material und Diskussion gestaltet. Und dass man nicht so viel Zeit benötigt, um nochmal die Dinge zu erzählen, die man schon lesen oder sehen kann, sondern Zeit hat zum Aushandeln miteinander.



»Wir müssen immer prüfen, ob eine technologische Innovation auch eine soziale Innovation ist.«



S.N.: Das Schlagwort der Digitalisierung ist ja im Moment fast ein Synonym für Innovation, so etwas wie der Hauptschauplatz, auf dem Innovation erfolgen soll. Das gilt gleichsam für den Bildungsbereich insgesamt, gerade jetzt in der Corona-Zeit, wo vieles über den unzureichenden Stand der Digitalisierung von Schule und Unterricht zu lesen und zu hören ist. Meine Erfahrung ist: Wir alle haben natürlich klare Präferenzen für Präsenzformate. Aber unter den jetzigen Bedingungen können wir uns doch glücklich schätzen, dass wir

überhaupt noch Kontakt zu unseren Studierenden haben. Das ermöglichen uns die digitalen Medien. Diese Feststellung hat insofern etwas Befreiendes, als dass die Digitalisierung dann auch mit einem Zweck verbunden erscheint und nicht um ihrer selbst willen geschehen soll. Deutlich wird aber auch, dass es in der Sozialen Arbeit nicht nur um eine technische Innovation geht, etwa in den Erziehungshilfen in der Corona-Zeit, wo man digitale Medien nutzt, um zu den Familien überhaupt noch Kontakt zu halten. Wir müssen immer prüfen, ob eine technologische Innovation auch eine soziale Innovation ist. Dann wären wir wieder bei unserem ureigenen Geschäft. So auch bei den Theorien und bei dem, was der Kollege Klein geschildert hat: Theorien und die Personen, die dahinterstehen, den Studierenden näher zu bringen. Wenn uns die Digitalisierung dabei hilft, dann ist das eine soziale Errungenschaft und die übersteigt das Technologische. Wenn wir diese Dimensionen reflektieren und immer fragen: Gewinnen wir auch etwas Soziales damit, dann ist es nicht mehr so ein Spiel nach der Devise Entweder-Oder. Ist man jetzt für oder gegen Digitalisierung, sondern dann kommt es schlicht und einfach darauf an, was man damit erreichen kann und will! Und an diese Fragen könnte man dann auch anknüpfen bei der Gestaltung der Lehre.

M.K.: Also man erlebt ja derzeit in der Lehre mehrere Paradoxien. Einerseits wird von vielen entdeckt, dass digitale Lehre viele Möglichkeiten mit sich bringt. Andererseits erleben wir, dass selbst große Freunde der Digitalisierung sagen, was in der Lehre und Studium eben nicht digital geht: was nicht vermitteln werden kann, wo es ein Seminar in Prä-

senz braucht. Die Wertschätzung für die Präsenzlehre steigt durch die digitale Lehre! (lacht) Das empfinde ich als Paradox, mit dem ich erst einmal nicht gerechnet habe.



»Die Wertschätzung für die Präsenzlehre steigt durch die digitale Lehre!«



Die meisten Lehrenden scharren mit den Hufen und wollen wieder in die Präsenzlehre zurück. Wissen kann vermittelt werden, Informationen auch – aber eine richtige Auseinandersetzung gelingt häufig nur, wenn sich Personen im selben Raum wirklich begegnen und mit allen Sinnen wahrnehmen. Ein zweites Paradox zeigt sich darin, dass wir manchmal sogar durch Distanz den Kolleg_innen näher kommen. Wir reden und diskutieren hier gemeinsam, obwohl wir uns in Tübingen, Paderborn oder Münster befinden. An der Hochschule haben wir digital alle Kolleg_innen eingeladen, um über die Lehre in Pandemiezeiten zu sprechen. Viele haben sehr offen geschildert, wie schwer es ihnen vor allem im Lockdown fällt, mit den Studierenden gut zu kommunizieren, gut ins Gespräch zu kommen. In diesen Treffen wurden dann kollegiale Hinweise gegeben, teilweise eine größere Nähe gezeigt, als die distante Möglichkeit es eigentlich suggeriert. Und wenn ich in zehn Jahre schau, dann glaube ich, dass wir besser aus der Pandemie herausgehen, als wir reingegangen sind. Ich kann mir vorstellen, dass die Möglichkeit einer Hybridlehre Möglichkeiten für Menschen mit Beeinträchtigungen schafft, tatsächlich teilzuhaben und für Menschen, die Sorgearbeit leisten, wenn sie zu bestimmten Seminarzeiten nicht teilnehmen können.

Vielleicht haben wir in zehn Jahren ein Recht darauf, dass es zumindest ein Angebot geben muss, dass sich jeder zuschalten kann, wenn er oder sie das möchte. Ich glaube, dass in diesen Spannungsfeldern Chancen enthalten sind und wir dadurch besser werden. Gleichzeitig müssen wir darauf achten, dass dabei die bewährten Rahmenbedingungen im Studium der Sozialen Arbeit nicht durch schlichtes ökonomisches Denken zerstört werden.

.....

»Ich glaube, dass wir besser aus der Pandemie herausgehen, als wir reingegangen sind.«

.....

M.B.: Herr Thiersch, wenn Sie einen Versuch eines Fazits unseres Gespräches ziehen würden für sich persönlich: ist Ihnen der Innovationsbegriff näher gekommen in unserem Durchleuchten seiner Bezüge? Was nehmen Sie daraus mit?

H.T.: Also, ich denke, es zeigt sich, dass es ein Begriff ist, mit dem, wenn ich es mal als Fischernetz nehme, man ganz erfolgreich im Wasser fischen kann und es kommen Fische hinein. Insoweit ist es sinnvoll darüber zu reden und es in bestimmten Bereichen und Dimensionen abzutasten. Ich denke aber, es dürfte über die Innovation nicht vergessen werden, dass es in der Praxis und in der Ausbildung auch ein reales Problem ist, dass wir die Standards, die wir längst schon haben, nicht einlösen. Das heißt, dass wir nicht immer auf Neues gucken müssen, sondern dass wir auch darauf sehen müssen, dass wir die Ressourcen haben, das zu tun was wir können. Ich denke, in der Kindertagesbetreuung ist es ja ganz evident. Aber in anderen Bereichen

ist es ja auch so, dass die Kolleg_innen, die in der Praxis beschäftigt sind, keine Zeit, keine Ressourcen haben. Und ich denke, gerade auch im Blick auf die Innovationen darf man nicht unterschlagen, dass wir Arbeitsbedingungen brauchen und Ressourcen in der Arbeit, um das zu tun, was eigentlich selbstverständlich sein sollte.

Und ein Nebeneffekt der Corona-Zeit war ja auch, dass wir bitter haben lernen müssen, wie relativ spät die von uns zu vertretenden Felder in die Diskussionen und in die entsprechenden finanzpolitischen Diskussionen eingeführt worden sind. Also: so herum finde ich es sinnvoll, von Innovationen zu reden.

.....

»Die Soziale Arbeit neigt ja dazu, das was sie leistet, auch sehr stark kritisch zu sehen.«

.....

Ich denke, es ist auch noch aus einem anderen Grund sinnvoll. Die Soziale Arbeit neigt ja dazu, das was sie leistet, auch sehr stark kritisch zu sehen. Und ich denke, die Frage nach der Innovation hat auch ein wenig diesen Push, dass wir angehalten sind, auch auf die Verbesserung unserer Möglichkeiten und auf Dinge, die vielleicht auch über das Jetzige hinausgehen, zu achten. Und dass das einen Sinn hat und dass das gut ist. Das heißt, dass Soziale Arbeit sich verändern kann! Und dass es nicht gut ist, immer nur auf das zu schauen, was nicht gelingt, was schwierig ist, wo die Verhältnisse nicht so sind, wie wir sie haben müssten. Sondern dass wir nur vorankommen, wenn wir daran glauben, dass es sinnvoll ist, was wir tun und dass es auch besser werden kann. Und dass dieses uns auch selbst beflügeln kann. Ich glau-

Zur Person

Michael Böwer, Dr. phil., Mitglied des Herausgeber_innenkreises des Sozialmagazins und Professor für Soziale Arbeit am Fachbereich Sozialwesen der Abteilung Paderborn der Kath. Hochschule NRW (kath), Kontakt: m.boewer@katho-nrw.de

Martin Klein, Dr. phil., Professor für Soziale Arbeit und Sozialmanagement am Fachbereich Sozialwesen der Abteilung Münster der Kath. Hochschule NRW (kath). Kontakt: m.klein@katho-nrw.de

Sascha Neumann, Dr. phil., Professor für Erziehungswissenschaft mit Schwerpunkt Sozialpädagogik am Institut für Erziehungswissenschaft der Eberhard Karls Universität Tübingen. Kontakt: sascha.neumann@uni-tuebingen.de

Hans Thiersch, Dr. Dres. h. c., Professor Emeritus für Erziehungswissenschaft und Sozialpädagogik am Institut für Erziehungswissenschaft der Eberhard Karls Universität Tübingen. Kontakt: hans.thiersch@gmx.de

be, wir brauchen einen Schuss Glauben an eine utopische Potenz in der Sozialen Arbeit. Dass es sich lohnt, zu arbeiten und dass es sich lohnt, an der Verbesserung der Arbeit zu arbeiten. Und ich denke, wir können von den Adressat_innen nicht verlangen, dass sie sich auf den mühsamen Weg der Veränderung, auf einen Neuaufbau des Verhaltens einlassen, wenn wir selber nicht daran glauben, dass das ein guter und sinnvoller Weg ist.